

Lebenserhaltende Tätigkeit jenseits der Lohnarbeit

Otto Ullrich

Gliederung

1. Die Sackgasse industrieller Lohnarbeit
 - 1.1 Die industrielle Arbeit zerstört die Natur
 - 1.2 Der Industrialismus ist nicht verallgemeinerungsfähig
 - 1.3 Der Konsumismus bringt auch den Industriemenschen kein Glück
2. Die Suche nach den neuen Bedingungen für ein „gutes Leben“
 - 2.1 Drei Dimensionen politischer Orientierung
 - 2.2 Die neue Orientierung: links, sanft und vernaculär
 - 2.3 Nicht Askese und Verzicht, sondern Genügsamkeit und Genuß
3. Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit
 - 3.1 Die Bestimmung sozialkritischer Größen

Zusammenfassung

Die gegenwärtig ausschließliche Orientierung auf die Erhaltung und Schaffung von Lohnarbeitsplätzen versperrt den Blick auf zukunftsfähige Alternativen. Die gesellschaftliche Dominanz der Erwerbswirtschaft, der industrielle Produktivismus und Konsumismus zerstören nicht nur die Erde, sondern bringen selbst den Industriemenschen kein Glück. Es müssen neue Bedingungen für ein erdverträgliches und selbstbestimmbares „gutes Leben“ gefunden werden, ein verallgemeinerungsfähiges Wohlstandsmodell. Die politische Orientierung links, sanft und vernaculär, die Rückgewinnung von Genügsamkeit und Genußfähigkeit und die Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit in überschaubaren Strukturen einer Nahraumwirtschaft werden als Vorschläge diskutiert.

1. Die Sackgasse industrieller Lohnarbeit

Mit dem Industrialismus, der immer noch dabei ist, die ganze Erde zu erobern, ist ein sehr eigenartiges Muster von Leben und lebenserhaltender Tätigkeit dominant geworden: Um leben zu können, werden zunehmend mehr Menschen gezwungen, auf einem Arbeitsmarkt sich als „Arbeitskraft“ zu verkaufen. Dieses abstrakte Segment der Menschen wird „außer Hause“ hoch arbeitsteilig und karnisiert als Lohnarbeit organisiert, die inhaltlich und motivational zunehmend stärker getrennt wird vom eigentlichen Leben. Das Ziel der industriellen Lohnarbeit ist die uferlose Produktion von Waren und Dienstleistungen für einen anonymen Markt. Der Sinn der Lohnarbeit für den „Werkstätigen“ ist instrumentell: Der Anreiz für die Arbeit wird einzig der Lohn, der eine Teilhabe an der Welt der materiellen Güter und Dienstleistungen verspricht. Der Sinn des Lebens für den industriellen Menschen reduziert sich auf die Sucht, von dieser expandierenden Warenwelt einen möglichst großen Anteil zu konsumieren.

Diese industrielle Organisation von Arbeit und Anreizen, verbunden mit einer Verwissenschaftlichung der Produktion und einer skrupellosen Ausplünderung von Erdschätzen und fremden Völkern, bescherte den Industrieländern einen beispiellosen materiellen „Reichtum“. Und es wird auch immer noch die Meinung vertreten, der industrielle Produktivismus und Konsumismus und der damit verbundene materielle „Wohlstand“ könne ein „Entwicklungsmodell“ für alle Menschen der Erde werden. Als Bedingung sieht man an, daß sich die zu „Entwicklungsländern“ degradierten anderen Kulturen und Völker unsere Organisation von Arbeit, Produktion und Konsum, unsere industrielle Arbeitsamkeit und unsere hochproduktive Wissenschaft und Technik einverleiben. Nach dem ausplündernden Kolonialismus soll der Kulturimperialismus westliches Glück bescheren: Wie im Westen so auf Erden (Sachs 1993).

Auch die scheinbare Alternative zum westlichen Industrialismus, der sich selbst als realexistierend bezeichnende Sozialismus, war im wesentlichen ein Industriesystem. So war das Grundmuster der Arbeitsgesellschaft, die Auftrennung der Lebensbereiche in Lohnarbeit und materiellen Warenkon-

sum, der verwissenschaftlichte Produktivismus und die Ausplünderung des Planeten voll vom kapitalistischen Industrialismus übernommen worden. Die angebliche fundamentale Systemkonkurrenz war also eine Legende (vgl. Damus 1986).

Gescheitert ist die realsozialistische Variante des Industriesystems an der bürokratischen Sklerose des aufgesetzten politischen Herrschaftsapparats, der ein großes Mißverhältnis zwischen den vom Westen übernommenen und akzeptierten Konsumwünschen der Bevölkerung und der realen Produktion von Konsumgütern herbeiführte. Den industriellen Produktivismus und Konsumismus, der auch im östlichen System Moses und die Propheten war, verstand das westliche System wesentlich effizienter und für die Bevölkerung glanzvoller und attraktiver in Szene zu setzen. Zudem erlaubte die westliche Ideologie des ungebundenen Individualismus eine zusätzliche vordergründige Attraktivitätssteigerung: die freie Fahrt der Egoisten im Wettlauf um Marktanteile und Konsumstandards.

Erdpolitisch gesehen gibt es keinen Anlaß zur Freude darüber, daß das System mit dem größeren Warenausstoß und der grenzenlosen Bedürfnisproduktion nach materiellen Gütern einen weiteren Expansionssieg errungen hat. Es sind seit längerem hinreichend viele Gründe bekannt, die den Industrialismus nicht zukunftsfähig machen, ihn nur als historische Episode zulassen werden. Bezogen auf das hier diskutierte Thema der Konfiguration der industriellen Arbeit lassen sich mindestens drei gravierende Problemfelder benennen. (Für eine ausführlichere Analyse und Kritik des Industrialismus vgl. Ullrich 1979)

1.1 Die industrielle Arbeit zerstört die Natur

Francis Bacon hatte vor rund dreihundert Jahren den für die Neuzeit bewußtseinsbestimmenden Traum, durch Arbeit, Wissenschaft und Technik einen „Schleichweg in das Paradies“ zu bahnen. Heute können wir nüchtern bilanzieren, daß der wesentlichste Ertrag von industrieller Arbeit, Wissenschaft und Technik die Zerstörung der möglichen natürlichen Paradiese auf der Erde ist. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (Weber 1965), der männliche Herstellungswahn der europäischen Neuzeit und die von allen direkten Bedürfnissen abgetrennte Arbeitsamkeit des industriellen Werk tätigen türmten einen immer höheren Berg warenförmig zubereiteter Materie, Energie und Daten auf. Diese Auftürmung steht zudem unter dem suchartigen Zwang zur ständigen Steigerung. Weil der Industrialismus sich von allen orientierenden Maßstäben und begrenzenden Normen befreit hat, weiß man nicht mehr, wann „genug“ ist, was das „richtige“ Maß, das „angemessene“ Ziel ist. Darum orientiert man sich nur noch an den Veränderungen von Bezugsgrößen. Im Industriezeitalter gibt es nur „eine erwünschte Geschwindigkeit: schneller; nur ein verlockendes Ziel: weiter weg; nur ein erstrebenswertes Maß: größer; nur ein rationales quantitatives Ziel: mehr“ (Mumford 1977, 532).

Durch diese Orientierungslosigkeit der industriellen „Wohlstandsproduktion“ verfügt heute eine „Unterschicht“-Angestellte über weit mehr Konsumartikel zum Anziehen, Waschen, Eincremen und zum Zeitvertreib als eine „höhere Tochter“ aus einem wohlhabenden Bürgerhaus um die Jahrhundertwende, und auf der Grundlage dieser Produktions- und Konsumlogik wird sich für irgend jemand immer ein „unverzichtbarer Nachholbedarf“ postulieren lassen.

Diese gewaltige Lawine aus warenförmiger Materie und Energie, die mit großem Arbeitseinsatz (allein für die Werbung arbeiten in Deutschland rund 400 000 Menschen) durch die Gesellschaft gewälzt wird, hinterläßt in der Natur tiefe Narben, die zum Teil nie mehr verheilen werden. Die unermeßliche Verwüstung des Planeten durch den Industrialismus, die Ausplünderung von Erdschätzen, die Ausrottung von Arten, die Vergiftung der natürlichen Gefährten des Menschen Erde, Wasser und Luft durch Abgase, synthetische Chemie und Radioaktivität, die globale Zerstörung der schützenden Atmosphäre müssen hier nicht vorgeführt werden. Läßt man auch nur einen Teil dieser Sachverhalte an sich heran und versucht sie zu begreifen, ist es schwierig, nicht in tiefe Resignation zu versinken.

1.2 Der Industrialismus ist nicht verallgemeinerungsfähig

Obwohl die Industriegesellschaften nur einen kleinen Teil der Erdbevölkerung ausmachen, gefährden sie bereits jetzt die Überlebensbedingung auf der Erde nachhaltig. In den USA, in denen 6 % der Weltbevölkerung leben, werden rund 40 % aller Rohstoffe und Energien der Erde verprast. Wollte man diesen parasitären materiellen „Wohlstand“ zum „Entwicklungsmodell“ für alle Menschen machen, benötigte man mindestens sechs weitere Planeten wie die Erde, zum Ausplündern und als Müllhalde.

Noch immer hängen viele Menschen in den Industrieländern der Illusion an, daß ihr materieller Wohlstand „geschaffen“ wurde durch ihre so bewundernswerte „produktive“ Arbeit, Wissenschaft und Technik. Sie machen sich viel zu wenig klar, daß die Geschäftsgrundlage des Industrialismus der Raub und die Ausplünderung ist. Die ursprüngliche Akkumulation als ökonomische Voraussetzung für das Entstehen des Industrialismus in Europa und den USA basierte auf Raub, Plünderung, Zwangshandel und Völkermord. (Vgl. z.B. Wolf 1986) Auch der laufende Betrieb des Industrialismus heute ist nur möglich auf der Grundlage von Ausplünderung und Kostenverschiebung. Der Hauptteil industrieller Techniken sind externalisierende Raubtechniken. Sie verprassen nicht-selbsterzeugte Erdschätze, die immer noch im wesentlichen über einen ungerechten Tausch von anderen Völkern geraubt werden, und sie erzeugen Schadwirkungen aller Art, die auf die Natur, andere Länder und die Zukunft verschoben werden. Fast alle industriellen Techniken sind darum nicht verallgemeinerungsfähig. Sie können nur „produktiv“ sein für eine kleine Zahl von Menschen in einem begrenzten Zeitraum. (Zum Stichwort industrielle Raubtechniken vgl. Ullrich 1993)

Genauso wenig verallgemeinerbar und zukunftsverträglich wie die industrielle Technik ist auch die mit ihr verwobene industrielle Arbeits- und Lebensweise. Ein Wohlstandsmodell, das sich auf zwei teufliskreisartig verstärkende, offen-dynamische Sphären gründet, auf eine expansive Warenproduktion mit instrumentell orientierter Lohnarbeit und auf eine von der eingebauten Logik her uner-sättliche materielle Konsumtion, kann kein erdverträgliches Modell für alle werden. Der „Erdgipfel“ in Rio hat dies selbst einigen Wachstumspolitikern bewußt gemacht.

Zwei Auswege sind möglich: Die Industriegesellschaften entwickeln ein nachahmungsfähiges, erdverträgliches Wohlstandsmodell, eine radikal andere Produktions- und Lebensweise, oder sie errichten gut geschützte Mauern um ihre Wohlstandsinseln, um den ausplündernden Lebensstil noch eine Weile fortsetzen zu können. Denkt man an die Asyldebatte und an die Umstrukturierungspläne für das Militär in Richtung „schnelle Eingreiftruppen“ zum Schutz bedrohter Ressourcen, dann muß man den Eindruck gewinnen, daß die Weichen gegenwärtig eher für den zweiten Weg gestellt werden.

1.3 Der Konsumismus bringt auch den Industriemenschen kein Glück

Nun könnte man vermuten, daß dieser ausplündernde industrielle Produktivismus und Konsumismus wenigstens den Eingeborenen der Industrieländer das angestrebte irdische Paradies auf Zeit beschert hat, denn dies war ja die Verheißung des zentralen Fortschrittsmythos der Neuzeit. Durch Produktivkraftentfaltung, durch den Umbau der Welt in berechenbare, materiell-rationale Strukturen sollten die Bedingungen für ein „gutes Leben“, für Glück und Emanzipation von allen Übeln geradezu herbei gezwungen werden. Diese Verheißung hatte das Selbstverständnis der Moderne „verhext“. Sie ist heute als die „große Illusion der Epoche“ (Habermas) erkennbar.

Man muß gar nicht an den Rückfall in die Barbarei denken durch die beiden industriellen Weltkriege und den industriemäßig durchgeführten Holocaust. Auch für den Normalbetrieb des Industrialismus zeigen viele Indikatoren an, daß es sich nicht um eine glückliche Gesellschaft handeln kann. Unglücksindikatoren sind für mich die hohen Selbstmordraten gerade auch bei jungen Menschen, die vielfältigen Formen der Betäubungen, ohne die man das Leben nicht mehr auszuhalten scheint, etwa durch Alkohol, Drogen, Medikamente, Fernsehen, die suchartigen Fluchtbewegungen in die Arbeit und den Konsum, die hohen Scheidungsraten und Kindesmißhandlungen, die Krankheiten durch Arbeitshetze und die Existenzängste durch Arbeitslosigkeit, die Einsamkeit der nicht mehr für den Produktionsprozeß verwertbaren Menschen in den Altenknästen oder auch die Menschenop-

fer durch den kollektiv geduldeten Massenmord im Automobilismus. Dieses millionenfache Leid und psychische Elend ist nicht menschliches Schicksal, sondern ist im wesentlichen ein Abfallprodukt des Industrialismus. Es mangelt nicht an Erklärungsversuchen, warum sich das Glückversprechen der Arbeitsgesellschaft nicht erfüllt. Zwei will ich erwähnen. Mit der Konfiguration „instrumentelle Lohnarbeit und Warenkonsum“ wird ja versucht, tendenziell alle Bedürfnisse durch den Kauf von Waren zu befriedigen. Das kann nicht gelingen, denn neben den materiellen gibt es die nicht minder wichtigen immateriellen Bedürfnisse wie Selbstwertfindung, Anerkennung, Zuneigung und Liebe. Der Industriemensch versucht, systemgerecht auch diese Bedürfnisse durch den Einsatz von materiellen Mitteln zu stillen. Das hat wenig Erfolg und verführt zu ständig höherem Mitteleinsatz. Den Wunsch von Kindern nach Zuneigung und Zeit von ihren Eltern beispielsweise versuchen „werktätige“ Eltern bruttosozialproduktfördernd zu erfüllen durch Zuschütten der Kinderzimmer mit Plaste-und-Elaste-Kram. Für eine große Gruppe von Bedürfnissen ist also der Industrialismus sehr „ineffizient“. Hinzu kommt, daß im allgemeinen die Produktion von immer neuen materiellen Bedürfnissen größer ist als die Möglichkeit zu ihrer Erfüllung, so daß ein permanent frustriertes Wesen entsteht, das für den Produktivismus sehr funktional ist.

Die zweite Erklärung für das Glücksversagen verweist auf die Grundbedingungen für ein menschliches Zusammenleben in einer Gesellschaft. Es wird selten bewußt, daß der Industrialismus nicht nur auf fremde materielle Ressourcen aufbaut, sondern auch auf nicht selbst hervorgebrachte soziale Stützpfiler. Für den Betrieb seiner Maschinerie benötigte der kapitalistische Industrialismus nicht nur die vorgeschichtlichen fossilen Energien, sondern auch die vorindustriellen „sozialen Ressourcen“ wie traditionelle Gemeinschaftsformen, Familienbande, Sippenverflechtungen, Freundschaftsfähigkeit, Opferbereitschaft, „selbstverständliche“, nichtentlohnte Tätigkeiten vor allem von Frauen im Haushalt und vielen sozialen Einrichtungen (Nonnen) oder auch Solidarität zwischen Nachbarn und Leidensgenossen. Nur auf sich gestellt, nur auf ihre selbst hervorgebrachten sozialen Verhaltensmuster angewiesen, würde die Industriegesellschaft so wenig „lebensfähig“ sein wie ein Betrieb im reinen Dienst nach Vorschrift.

Nun verbraucht, erodiert, zerstört - von Generation zu Generation mehr - der Industrialismus auch die fremden „sozialen Ressourcen“. Die immer noch zunehmende Monetarisierung aller Lebensbereiche, die auf die Spitze getriebene Individualisierung und Privatisierung, der schleichende Ersatz von Menschenbeziehungen durch ökonomisch effizientere Mensch-Maschinen-Schnittstellen läßt die Gesellschaft erkalten und ihren „sozialen Kitt“ zerbröseln. Die industrielle Erwerbsgesellschaft zerfällt so zunehmend mehr in individuellen Nutzen maximierende Monaden, in gefühlskalte, bindungs- und mitleidensunfähige soziale Analphabeten. Der voll entfaltete Lohnarbeiter ist ein sozial und psychisch verstümmeltes Wesen. Eine „Gesellschaft“ oder gar „Gemeinschaft“ läßt sich mit ihm nicht aufbauen, nur noch ein maschinenähnliches Gebilde aus monetären Tauschbeziehungen mit mechanisch-bürokratischem Überbau.

2. Die Suche nach den neuen Bedingungen für ein „gutes Leben“

Einerseits wird von zunehmend mehr Menschen die Einsicht formuliert, daß es „so nicht mehr weitergehen kann“, daß „unser Lebensstil“ nicht übertragbar ist, daß „wir mit einer Wohlstandslüge leben“ (Töpfer), daß ein „neues Wohlstandsmodell“ entwickelt werden muß, daß ein kultureller Paradigmenwechsel fällig sei. Auf der anderen Seite steht die Tagesroutine der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Hier läuft praktisch alles nach den alten Mustern weiter. Wirtschaftswachstum, neue Lohnarbeitsplätze, neue Technologien zur Eroberung neuer Märkte sind weiterhin die vorrangigen Ziele. Der „Aufschwung Ost“ beispielsweise ist für die westlichen Kolonisatoren und die östlichen Neumarktwirtschaftler nur denkbar in den alten Schablonen von Warenproduktion und Lohnarbeit. Abgesehen davon, daß es gar nicht machbar ist, kann es doch aus sozialen, ökologischen oder gar erdpolitischen Gründen überhaupt nicht wünschbar sein, das Heer der Arbeitslosen auf neu zu schaffende beliebige Lohnarbeitsplätze zu setzen, damit die Warenlawine noch größer wird. Der dumpfe Blick auf die Lohnarbeitsplätze müßte endlich abgelöst werden durch einen differenzierteren Blick auf die Produkte und die Alternativen zur Lohnarbeit. Dann könnte man den Zu-

sammenbruch der Industriebetriebe in der ehemaligen DDR auch als Chance begreifen. Den zunächst unfreiwilligen Zusammenbruch könnte man als bewußte und gewollte Gesundshrimpung gestalten, verbunden mit dem Aufbau lebenserhaltender Tätigkeiten jenseits der Lohnarbeit. (Vgl. hierzu die Bemühungen von Rudolf Bahro und anderen in Sachsen.) Oft wird eingewandt, daß die diskutierten Alternativen noch zu vage, zu wenig verlockend und zu riskant seien. Mir scheint jedoch das Hauptproblem darin zu liegen, daß die Realität der Verwüstungen und Bedrohungen durch den Industrialismus und das große Risiko des „Weiter-so-wie-gehabt“ noch immer weitgehend verdrängt werden. Die Begriffe „Industriegesellschaft“ oder „Industrialisierung“ haben für die meisten noch immer einen guten Klang. Dabei müßte doch langsam bewußt werden, daß sich in diesem Begriff der grandioseste Irrtum der Epoche und eine globale Zerstörungsdynamik bündeln. Es müßten also zunächst immer wieder - und sehr viel ausführlicher als hier geschehen - die negative Bilanz des Industrialismus und seine Zukunftsunfähigkeit beschrieben und bewußt gemacht werden. Dadurch wird die zwingende Notwendigkeit von Alternativen einsehbar, und man gewinnt auch erste Kriterien und Orientierungen für die neuen Pfade.

2.1 Drei Dimensionen politischer Orientierung

Angelehnt an Ivan Illich möchte ich für die Suche nach neuen Bedingungen für ein „gutes Leben“ drei Dimensionen politischer Ortsbestimmung skizzieren (Illich 1982, 100ff). Als erste politische Dimension kann man die Achse „links-rechts“ nennen. Es ist das vertraute Schema der alten parlamentarischen Gesäßgeographie. „Links“ steht beispielsweise für soziale Gerechtigkeit, Sozialstaat, Schutz des Schwächeren, Solidarität, „rechts“ u.a. für Sicherung von Privilegien, Recht und Ordnung, starker Staat, Leistung muß sich lohnen. Diese erste politische Dimension benennt also Themen der Herrschaft, der Hierarchie, der Besitzverhältnisse, der Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen. Sie benennt das erste wichtige Konfliktthema der Industriegesellschaft: die „soziale Frage“. Als die Bürgerinitiativen, Atomkraftgegner und Grünen auf die Bühne traten und das zweite große Konfliktthema der Industriegesellschaft formulierten, die „ökologische Frage“, entstanden Orientierungsprobleme für das gewohnte Links-Rechts-Denken. Man kann nun aber das neue Thema auf einer zur ersten Dimension unabhängigen zweiten Achse ordnen. Die grüne Debatte begann mit der Kritik umweltgefährdender Technologien und der Suche nach naturverträglicheren, sanfteren Techniken. So kann man den einen Pol der neuen politischen Dimension mit „sanft“, den anderen mit „hart“ kennzeichnen. Mit „hart“ werden beispielsweise assoziiert Großkraftwerke, synthetische Chemie, chemisierte, monokulturelle Landwirtschaft, Automobilismus, mit „sanft“ die entsprechenden technisch-organisatorischen Alternativen: passive Solarnutzung, Naturstoffchemie, ökologischer Landbau, Fahrradkultur.

Man kann mit den beiden Achsen „links-rechts“ und „hart-sanft“ ein ebenes Koordinatensystem bilden. In einer so definierten „politischen Landschaft“ lassen sich nun auch bislang ungewohnte Standorte und Optionen beschreiben. Erwähnen möchte ich die Kombination „rechts“ und „sanft“, die am Anfang der Grünen Bewegung eine gewisse Rolle spielte. Bei den westdeutschen GRÜNEN setzte sich dann überwiegend die Kombination „links“ und „sanft“ durch. Der traditionelle Standort der SPD ist „links“ und „hart“. Das Aufkommen der Orientierung „links“ und „sanft“ innerhalb der SPD führte zu starken Konflikten in dieser Partei, die sich dann nicht in Richtung „sanft“ auflösen konnten, weil die Industrie-Gewerkschaften eher „hart“ orientiert blieben.

Entscheidend für eine neue Orientierung in Richtung einer erdverträglichen und menschenwürdigen Lebensweise ist die nun zu beschreibende dritte Dimension. Für die Kennzeichnung ihrer Pole gibt es noch keine eingeführten und sofort verstehbaren Begriffe. Darum müssen mehrere Beschreibungen genannt werden. Die dritte Dimension beschreibt die diametralen Unterschiede in der Lebensform, in der Art und Weise der Bedürfnisbefriedigung. Der eine Pol kann charakterisiert werden durch „warenintensive Lebensweise“, Auftrennung des Lebens in Lohnarbeit und Warenkonsum, homo oeconomicus. Es ist der Pol der industriellen Arbeits- und Lebensweise. Der andere Pol kennzeichnet die Alternative: Materielle Genügsamkeit, selbstbestimmte Selbstversorgung, Subsistenztätigkeit, homo vernacularis. Man kann die Pole auch kennzeichnen mit dem Begriffspaar von

Erich Fromm: Haben und Sein (Fromm1976).

2.2 Die neue Orientierung: links, sanft und vernaculär

Vielleicht wird doch noch der von Illich vorgeschlagene Begriff vernaculär in diesem Zusammenhang akzeptiert. Vernaculus bezeichnete im Lateinischen alles, was „im Haus“ entstanden war, im Gegensatz zudem, was im Tausch vom Markt kam. „Wir brauchen ein einfaches, klares Wort, um Tätigkeiten von Menschen zu bezeichnen, sofern sie nicht vom Gedanken an Tauschakte motiviert sind, ein Wort, das autonome, nicht auf einen Markt bezogene Akte bezeichnet, durch welche Menschen ihre Alltagsbedürfnisse befriedigen - jene Akte, die sich von Natur aus der bürokratischen Kontrolle entziehen und Bedürfnisse befriedigen, denen sie im Vollzug dieser Befriedigung eine spezifische Gestalt verleihen. ‚Vernaculär‘ scheint ein gutes altes Wort zu sein, was diesem Zweck dienen könnte, und sollte vielen Zeitgenossen eingängig sein.“ (Illich 1982, 32)

Mit dieser dritten Dimension lassen sich acht politische Grundeinstellungen oder Orientierungen in einem dreidimensionalen Raum darstellen. Durch diese Art der Darstellung kann man unterstreichen, daß mit dem Hinzukommen neuer politischer Dimensionen ältere nicht unwichtig werden. Manchmal kann man hören, daß wegen der Brisanz des Ökologiethemas der Streit um links oder rechts hinfällig sei. Das ist ganz unzutreffend. Für das Ziel einer menschenwürdigen und erdverträglichen Lebensweise sind die alten Ziele linker Politik wie soziale Gerechtigkeit, Solidarität, Schutz des Schwächeren, Bewahrung der Menschenwürde unabdingbar. Das wird besonders für den Übergang von der Verschwendungsgesellschaft zu einer Gesellschaft der materiellen Genügsamkeit wichtig sein.

Es ist auch zu hören, die Umstellung der Lebensweise und der Abschied vom materiellen Konsumismus seien so vorrangig, daß Überlegungen und Anstrengungen für umweltverträgliche Techniken unwichtig würden und vom eigentlichen Ziel ablenkten. Auch das ist unzutreffend. Zur Umformung der Naturstoffe in menschliche „Lebensmittel“ wie Nahrung, Kleidung und Wohnung sind Menschen angewiesen auf technische Hilfsmittel. Mit den vorhandenen industriellen Raubtechniken sind diese „Lebensmittel“ erdverträglich nicht zu gewinnen. Zu den neuen Bedingungen für ein „gutes Leben“ gehört also auch ein neues Ensemble von sanften Techniken und Fertigkeiten.

Eine Illusion ist es jedoch zu glauben, mit neuen Techniken könnte man (nur mit leichten Abstrichen) den Verschwendungskonsum und den Knopfdruckkomfort des Industrialismus beibehalten, der mit den Raubtechniken möglich war. Diese Illusion ist gegenwärtig noch herrschende Umweltpolitik, weil Politiker nicht den Mut haben, das Thema „Lebensweise“ anzugehen. Solange also allein auf Technik gesetzt wird, um der „Krise“ des Industrialismus zu begegnen, ist die Debatte über umwelt- und sozialverträgliche Technik ein Ablenkungs- und Selbsttäuschungsmanöver, das hinter den bereits gewonnenen Erkenntnissen zurückbleibt.

Es kommt also darauf an, daß alle drei Dimensionen berücksichtigt werden. Für eine humane, verallgemeinerbare und zukunftsverträgliche Form des „guten Lebens“ wird die politische Orientierung links, sanft und vernaculär erforderlich sein.

Eine wichtige Frage ist, durch welche gesellschaftlichen Akteure dieses kombinierte Ziel zur Praxis werden könnte. Vermutlich bewegen sich die beiden großen Parteien, die SPD weit mehr als die CDU, langsam in Richtung „sanft“, so daß sie zum Teil die ursprünglichen Themen der Grünen in sich aufnehmen werden. Von Einzelstimmen in der SPD abgesehen, gibt es bei den „Altparteien“ keine Anzeichen für eine Orientierung in Richtung vernaculär. Das gilt auch für die Gewerkschaften. Ihre Geschichte, ihre Erfolge und ihre Interessenvertretungsform sind so sehr mit Großindustrie, Großorganisation, Lohnarbeit und Steigerung der Kaufkraft ihrer Mitglieder verwoben, das es kaum auszumalen ist, in welcher Weise sie sich dem Thema Subsistenztätigkeit nähern könnten.

Selbst bei den Grünen ist die Orientierung vernaculär nur schwach ausgeprägt. Werden grüne Politiker zudem in die gegenwärtige „Realpolitik“ eingebunden, also in das Getriebe der Lohnarbeitsplatzbeschaffung, dann wachsen nicht die Chancen für eine Politik zur Unterstützung selbstbestimmter Eigenarbeit. Vielleicht entsteht ja noch eine neue Partei, die das dritte große Thema der niedergehenden Industriegesellschaft, die Rückgewinnung der Subsistenztätigkeit, die „Lebensfra-

ge“, deutlicher auf ihre Fahnen schreibt. Die Hoffnungen sind jedoch vor allem auf eine Veränderung „von unten“ zu setzen, auf gelebte Beispiele in neuen Gemeinschaftsformen. Gelingt es nicht, die Basis für eine vernaculäre Orientierung zu verbreitern, wird sich die Politik zwangsläufig noch weiter nach „rechts“ bewegen hin zu einer Gesellschaft mit noch geringerer Gerechtigkeit und Solidarität.

2.3 Nicht Askese und Verzicht, sondern Genügsamkeit und Genuß

In nichtindustrialisierten Gesellschaften war und ist die Subsistenzwirtschaft die Hauptquelle zur Lebenserhaltung. In Industriegesellschaften wurde dies die Erwerbswirtschaft. Der Übergang von der einen zu der anderen Wirtschaftsform ist mit fundamentalen Veränderungen verbunden in der räumlichen Struktur und Vergesellschaftungsweise, in Art und Umfang der technischen Hilfsmittel und in der Verhaltensmotivation der Menschen, in ihrer Lebensphilosophie. Eine Subsistenzwirtschaft verlangt kleinräumige Strukturen mit einer assoziativen Vergesellschaftung (Abschnitt 3), sanfte Techniken mit aneignungsfähigem Werkzeugcharakter (wird hier nicht weiter verfolgt) und eine Lebensphilosophie, die Genußfähigkeit und materielle Genügsamkeit beinhaltet. Das letzte soll hier etwas erläutert werden.

Die beschriebene unersättliche Dynamik des kapitalistischen Industrialismus, seine maßstabslose und ruhelose Betriebsamkeit, sozialisierte sich langsam zum industriellen Habitus in die Individuen hinein. Das geschah anfänglich mit großer Brutalität, denn subsistenztätige Bauern und Handwerker ließen sich nur sehr widerwillig zur Fabrikarbeit disziplinieren. Durch Gewalt, Drill und Erziehung über Generationen eingeübt, entstand das bereits von Max Weber beschriebene eigentümliche Ethos des Erwerbs von Geld und immer mehr Geld (Weber 1965). Das Geldverdienen wird zum Selbstzweck, wodurch der eigentliche Sinn des Arbeitens, wofür man dieses Geld braucht und wann man genug hat, aus dem Blick gerät. Es gehört darum auch zu den Lebenslügen der Lohnarbeitsgesellschaft, daß wir arbeiten für das, was wir brauchen. Ein Blick in die Wohnungen selbst der unteren Einkommenschichten zeigt, daß überraschend viele Gegenstände praktisch kaum „gebraucht“ worden sind. Die eingekaufte potentielle Gebrauchszeit der Güter übersteigt das Vielfache der verfügbaren Lebenszeit. Untersuchungen zeigen: Die Zahl der Menschen steigt rapide an, für die der Gebrauchswert einer Ware sich im Kaufvorgang erschöpft. Ich kaufe, also bin ich. (Vgl. Psychologie heute 1/93: Zuviel gekauft? Die kurze Lust am Geldausgeben)

Hieraus ergibt sich auch eine hoffnungsvolle Perspektive. Es wird ja oft der Eindruck erweckt, uns geht es gut, weil wir uns diese Warenfülle „leisten“ können. Den armen Völkern geht es schlecht, weil sie nichts „haben“. Aus Gründen des Umweltschutzes und der Gerechtigkeit müssen wir nun leider auf vieles „verzichten“ und uns eine asketischere Lebensweise angewöhnen. Dann geht es uns leider auch schlechter. Und darum wird es kaum möglich sein, unseren hedonistischen Zeitgenossen eine asketischere Lebensführung schmackhaft zumachen.

Diese Auffassung ist zum Glück unzutreffend. Ohne Zweifel müssen wir uns viele selbstverständlich gewordene, Erdschätze vergeudende Bequemlichkeiten angewöhnen. Manchem wird das, zumindest für den Übergang, als unzumutbarer Verzicht erscheinen. Aber das eigentliche Thema einer notwendig anderen Lebensweise muß nicht unter der Überschrift „Verzicht“ und „Askese“ abgehandelt werden. Ironischerweise trägt ja der atemlose Gelderwerber, der keine Zeit mehr hat, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, in seiner Lebensführung asketische Züge, worauf auch bereits Max Weber hinweist. Dem Industriemenschen sind Genußfähigkeit, Muße oder das wohlthuende Recht auf Faulheit (Lafargue 1966) gründlich ausgetrieben worden. Er verzehrt sich an der „sachgerechten“ Erledigung seiner vorgegebenen Arbeit und dem Selbstzweck des Geldverdienens. Den Sinn des Lebens hat er aus den Augen verloren. Obwohl er umstellt ist mit zeitsparenden Maschinen, ist er ein gehetztes Wesen, das an chronischer Zeitarmut leidet. Der Kaufrausch versetzt ihm nur einen kurzen Kick, der sofort nach höheren Dosen verlangt. Es geht ihm nicht trotz, sondern wegen der Warenfülle nicht gut. Darum eröffnet sich durch eine Verringerung des industriellen Wohlstandskrepfels eine Chance zur Erhöhung der Lebensqualität. Vom einzelnen Menschen aus gesehen, ist es zunächst wohl der wichtigste Schritt, sich von diesem eigentümlichen Ethos des

Geldverdienens als Selbstzweck, von den gehirnverkleisternden Spielregeln der Lohnarbeitsgesellschaft bewußtseinsmäßig zu befreien, um zur „Besinnung“ zu kommen, um Fragen stellen zu können: Welchen Sinn gebe ich meinem Leben, was ist mir wirklich wichtig, was würde ich gerne tun, mit welchen Menschen würde ich gerne zusammensein, was brauche ich an materiellen Dingen wirklich?

Es sieht so aus, ob für den individuellen Ausbruch aus der industriellen Tretmühle, der einen neuen Blick auf das eigene Leben und auf die Welt frei gibt, ein je individueller äußerer Anstoß erforderlich ist, ein Ereignis, das nachhaltige „persönliche Betroffenheit“ erzeugt (vgl. z.B. Pestalozzi 1989, 8f oder Gore 1992, 26f). Wie auch immer die bewußtseinsmäßige Befreiung von der erwerbswirtschaftlichen Logik erfolgt, sie ermöglicht einen großen Handlungsspielraum zur Veränderung des eigenen Lebens, ohne daß zuvor bereits der „Kapitalismus abgeschafft“ sein muß. Die Hauptveränderung zur Umsetzung der neu gewonnenen Lebensphilosophie besteht in einem schrittweisen Rückzug aus den Mechanismen der Erwerbswirtschaft, begleitet von einer schrittweisen Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit. Für diesen Prozeß eröffnen sich für den, der das wirklich will, auch in den alten Strukturen vielfältige Möglichkeiten. Die ersten Schritte könnten sein: Kein Kauf von Produkten, die vorwiegend kompensatorischen Zwecken dienen, also sorgfältige und längere Vorüberlegungen vor dem Kauf. Spontankäufe unbedingt vermeiden, ebenso den Kauf auf Kredit. Vorhandene gebrauchstüchtige Produkte möglichst nicht durch neue ersetzen. Der Verbrauch von Kleidung etwa ließe sich stark senken, wenn man nicht allen Verlockungen der Mode folgt. Warum soll man sich nicht in einem auch schon etwas abgetragenen, aber vertrauten Kleidungsstück sogar wohler fühlen als in einem neuen, noch fremden? Farblos und unelegant muß Kleidung dadurch nicht werden. Die Anschaffung von wenigen, dafür aber dauerhaften, auch mit innerer Schönheit durchdrungenen wirklich „guten Dingen“ ist weit genußpendender als der ständige Sperrmülldurchsatz durch die Haushalte von schnell produzierten, auf schnellen Konsum getrimmten „Plastikwaren“. Man sollte den Kauf von Produkten meiden, die den - manchmal sogar ständigen - Kauf neuer Produkte nach sich ziehen. Also möglichst kein Einklinken in Verbrauchssysteme, wie beispielsweise in das extrem ressourcenverschwendende Tiefkühlsystem mit seinen Tiefkühltruhen, Mikrowellenherden, Folienschweißgeräten, aufwendigen Plastikverpackungen, hohem Stromverbrauch usw. Wenn ein Gerät unreparabel defekt wird, lange überlegen, ob es durch ein neues ersetzt werden muß. Die meisten Elektro-Küchengeräte beispielsweise sparen keine Küchenarbeitszeit ein, sondern kosten nur Lohnarbeitszeit. Man kann sie ohne Komfortverlust ersatzlos streichen. Erholung und Freizeitbeschäftigung kann man betreiben ohne apparatemäßige Aufrüstung. Die Ski-Ausrüstung heutiger Kurzurlauber etwa ist fast aufwendiger als die Ausrüstung der ersten Polarexpeditionen. Erholung und Abwechslung sind auch in der Nähe zu finden, nicht nur in transportaufwendiger Ferne. Es lassen sich viele weitere Beispiele nennen, die zusammen eine große Reduzierung des Waren- und Dienstleistungskonsums ermöglichen, ohne daß dies in der Summe eine Verringerung der Lebensqualität bedeutet, sondern eher sogar das Gegenteil. Zum Genuß von Dingen gehört die Vorbereitung, die sorgfältige Auswahl, die „Zubereitung“, die Ästhetik der Langsamkeit. Schnelles Verschlingen, der ständige Wechsel, das immer nur Neue können keinen anhaltenden Genuß bereiten. Dazu gehört die zeitaufwendige „Aneignung“, das Vertraut werden mit den Dingen, die man zu seinen „Lebensmitteln“ macht. Das ist schon aus zeitlichen Gründen nur mit wenigen Dingen möglich. Zwischen suchtfreiem Genuß und materieller Genügsamkeit gibt es somit starke Verknüpfungen.

Einen großen Schritt zur Befreiung aus den Zwängen der Arbeitsgesellschaft machen diejenigen, denen es gelingt, sich vom Auto zu trennen. Es gibt kein anderes industrielles Konsumgut, in dem sich die industrielle Verlockung und Kontraproduktivität so stark bündeln wie im Auto. Kein anderes einzelnes Produkt vernichtet und verschlingt so viel Lebenszeit und kostet so viel Lohnarbeitszeit, zerstört so nachhaltig die Natur, erzeugt so große Abhängigkeit und Unbeweglichkeit wie das Auto, obwohl es als Symbol des Fortschritts, der Freiheit und Mobilität gefeiert wurde. Kein anderes Einzelprodukt überträgt die Ruhelosigkeit und Hektik, das Konkurrenzgehebe und die Unersättlichkeit des Industrialismus so stark auf seine Nutzer wie das Auto. Ausstiegspioniere führen mitt-

lerweile vor, daß ein Leben ohne Auto möglich ist und dadurch ein neuer Rhythmus für das Leben zu finden ist, der in der Summe ebenfalls eher als Gewinn denn als „Verzicht“ gesehen wird (vgl. z.B. Burwitz et al. 1992). Wenn sich daraus endlich eine konsensfähige Politik ergeben sollte für eine vom Auto befreite Stadt, so kann man auch hier für die Gesellschaft sagen: Kein anderes Einzelbeispiel würde eine so großartige und umfassende Verbesserung der Lebensqualität in einer Stadt bringen wie der „Verzicht“ auf den Automobilität.

Schritte dieser individuellen materiellen Abrüstung in der eigenen Lebensführung setzen sehr viel nun nicht mehr erforderliche Lohnarbeitszeit frei. Wichtig ist, daß die so gewonnene Zeit auch transferiert wird in Lebenszeit, in Muße, allenfalls in Eigenarbeitszeit. Wer weniger durch materiellen Konsum verschwenden will, muß darum vor allem auch sehr viel weniger Lohnarbeiten. Es ist günstig, wenn über möglichst wenig Lohnarbeit und damit Geldeinkommen ein Druck zur weiteren Reduzierung des Warenkonsums und dann auch zum Ausbau der Subsistenztätigkeit erfolgt. Andererseits ist die psychische Befreiung von der industriellen Arbeitsgesellschaft noch nicht gelungen, wenn anstelle der Lohnarbeit nun eine hektisch betriebsame Eigenarbeit tritt. Erst wer auch gelernt hat, die Beine und die Seele wieder baumeln zu lassen, hat die erquickende Ruhe und Gelassenheit für sein Leben zurückgewonnen und das Gegengift zum Industrialismus in sich. „'Faulheit und Schlendrian' sind, das hat schon Max Weber bemerkt, die ärgsten Widersacher gegen den ‚Geist des Kapitalismus‘. Das ist beruhigend, denn dann brauchen wir keinen ‚neuen Menschen‘, sondern den alten, den ganz alten; und wir brauchen auch keine autoritär gesicherte ‚Kultur des Verzichts‘, sondern eine ‚Kultur des Genießens‘. Die lebenslänglichen Leistungssportler in Sachen Arbeit, die die Länder des Wohlstands bevölkern, müssen - was für eine verlockende Perspektive! - zu ihren Schwächen zurückfinden, zu Faulheit, Genuß(fähigkeit) und Genügsamkeit.“ (Simon 1992, 52)

3. Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit

So wichtig es ist, daß die industriekulturelle Arbeitsamkeit, die unersättliche Dynamik des Produktivismus und Konsumismus gebrochen wird und daß zur neuen Lebensphilosophie alte, vorindustrielle Verhaltensweisen gehören, so wenig kann man natürlich mit „Faulheit und Schlendrian“ allein den Lebensunterhalt bestreiten. Der schrittweise Ausstieg aus der industriellen Lohnarbeit muß begleitet werden von einem schrittweisen Einstieg in die Subsistenztätigkeit. Auch hier lassen sich viele Beispiele nennen, die bereits in den alten Strukturen möglich sind. Man kann Sachen selbst reparieren, Geschenke auch basteln, Kinderspielzeug zusammen mit den Kindern bauen, Gebrauchsgegenstände aller Art aus Holz und Halbfertigkeiten herstellen, Gemüse und Obst anbauen oder zusammen mit Freunden musizieren und nicht nur Unterhaltung konsumieren.

Aber Möglichkeiten dieser Art stoßen bei vielen Industriemenschen auch bald auf Grenzen. Sie sind in mindestens zweifacher Weise durch die Industrialisierung enteignet worden: von den subsistenzfähigen Fertigkeiten und von den dazugehörigen Produktionsmitteln. Es müßte so einerseits eine massenhafte „Umschulung“ ganz anderer Art stattfinden als gegenwärtig für die angeblich zukunftssträchtigen Lohnarbeitsplätze. Gelernt werden müßten vor allem der handwerkliche Umgang mit den Naturstoffen und der gärtnerisch-bäuerliche Umgang mit Erde, Pflanzen und Tieren. Dies sind vorindustrielle Fertigkeiten, die mit dem heutigen Wissen auf einem neuen Niveau neu gelernt werden müssen.

Auf der anderen Seite müssen die Rahmenbedingungen für Subsistenztätigkeiten neu aufgebaut werden. Einige wichtige Punkte hierzu sollen stichwortartig skizziert werden. Für den Anfang sollten möglichst die umweltzerstörenden Lohnarbeitsplätze in der Erwerbswirtschaft abgebaut werden und zur Reduzierung der gegenwärtig hohen Eigenarbeitslosigkeit eine Subsistenzwirtschaft aufgebaut werden. Das bedeutet nicht, daß die gesamte Produktion subsistenzwirtschaftlich erfolgen müßte. Wenn der Bann der erwerbswirtschaftlichen Dominanz gebrochen ist, könnten verschiedene Wirtschaftsweisen nebeneinander existieren. Neben einer viel kleiner gewordenen Erwerbswirtschaft und dem großen Sektor der Subsistenztätigkeit und der „Hauswirtschaft“ könnte ein größerer Zwischensektor genossenschaftlicher, kommunaler Tätigkeit entstehen. In diesem ebenfalls neu zu schaffenden Sektor „Gemeinwirtschaft“ wird für die Gemeinschaft wichtige Arbeit nicht über Geld

entlohnt, sondern über Zeit verrechnet. Auch sind Lohnarbeitsformen außerhalb der Erwerbswirtschaft denkbar, etwa die steuerfreie Entlohnung von Nachbarschaftshilfen, also eine Art Legalisierung der Schwarzarbeit.

Über all das ist sehr viel geschrieben worden, und ich will diesen Bogen hier nicht aufspannen. Auch eine andere wichtige Strukturveränderung zur Neubewertung von Arbeit will ich hier nur auflisten: Die „ökologische Steuerreform“ (für einen Überblick vgl. z.B. Weizsäcker 1992, 157f.) Die überfällige Idee ist, den Verbrauch von Energie und Rohstoffen stark zu belasten und dafür aufkommensneutral die Steuerlast auf den Lohn zu reduzieren. Dafür würde die Lohnarbeit relativ billiger und ein sparsamer Umgang mit den Naturschätzen erzwungen. Hierdurch könnte auch die zu erfolgreiche Politik der Gewerkschaften korrigiert werden: die ständige Erhöhung der Kaufkraft ihrer Mitglieder auf Kosten des Naturverbrauchs. Ein Mensch mit hoher Kaufkraft verhält sich ja rational, wenn er neue Gegenstände kauft, anstatt die alten zu pflegen und zu reparieren.

3.1 Die Bestimmung sozialkritischer Größen

Eine unabdingbare Strukturveränderung für ein erdverträgliches Wirtschaften und für die Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit und Selbstbestimmung will ich zum Schluß noch hervorheben, weil sie meiner Einschätzung nach viel zu wenig diskutiert und viel zu wenig ernst genommen wird: die Zurücknahme der Großraumverflechtungen und der zentralmachtorientierten Vergesellschaftung.

Die Annahme, eine räumliche Vergrößerung von politischen und wirtschaftlichen Gebilden sei immer ein erstrebenswertes Ziel, scheint zu den zählebigsten Bestandteilen des modernen Fortschrittsmythos zu gehören. Zwar zerfallen mittlerweile „Weltreiche“, die auf der Grundlage dieser Ideologie zusammen gefügt worden waren, aber gleichzeitig wird den Bürgern in Europa mit hohem Reklameaufwand ihrer Regierungen immer noch eingebleut, zum bürokratischen, wirtschaftlichen und politischen Großeuropa gäbe es keine Alternativen. In der theoretischen Diskussion über den Prozeß der europäischen Zivilisation und die Entfaltung des „Projekts der Moderne“ hat sich eine Behauptung eingenistet, die den Charakter eines Tabus hat: Die heute erreichte hohe gesellschaftliche Ausdifferenzierung von Tätigkeiten und Institutionen, die hoch arbeitsteilige Vergesellschaftungsweise des Industrialismus sei unumkehrbar. Jeder, der Argumente hiergegen ins Feld führt, wird von den Projektleitern der Moderne verdächtigt, ein Reaktionär zu sein, ein Romantiker oder ein Affe, der zurück auf die Bäume will.

Die universitären Politik-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften haben bis heute eine Diskussion über „sozialkritische Größen“, wie sie vor allem von Leopold Kohr und Ivan Illich angeregt worden sind, nicht aufgenommen. Für die Griechen war es selbstverständlich, über das „richtige Maß“ ihrer sozialen Einrichtungen nachzudenken. Aristoteles beispielsweise diskutierte ausführlich über die angemessene Größe einer Stadt. Wenn sie als demokratisches Gemeinwesen funktionieren sollte, war für ihn klar, daß sie eine bestimmte Ausdehnung und eine bestimmte Zahl von Bewohnern nicht überschreiten durfte.

In einer Gesellschaft, die die „Maßlosigkeit“ zum Antriebsprinzip gemacht hat, ging naheliegend auch das Nachdenken über die sinnvolle Größe und das richtige Maß von „kulturellen Erfindungen“ wie Stadt, Betrieb oder Arbeitsteilung verloren. Immer mehr vom Gleichen wurde zum Fortschrittsindikator. Das Nachdenken über alternative Wege zu großindustriellen Lösungen hat in der Energiediskussion begonnen. Hier weiß man inzwischen, daß beispielsweise für Energieumwandlungsanlagen sehr viel kleinere Einheiten als die heute üblichen Kraftwerke weit optimaler sind. Die Anlagen müssen einerseits groß genug sein, damit bestimmte Techniken zum Einsatz kommen können, aber auch klein genug, damit etwa die Umwandlungswärme genutzt werden kann. Bezogen auf bestimmte Kriterien wachsen bei allen „Einrichtungen“ ab einer bestimmten Größe die Nachteile schneller als die Vorteile, bis sie schließlich mehr Schäden erzeugen als Nutzen.

So müßte für jede „soziale Einrichtung“ (für Betriebe, Schulen, Universitäten, Städte, Kommunen, Länder und Märkte oder auch für Arbeitsteilung und Arbeitsproduktivität), für die bis jetzt ein ständiges Wachstum als vorteilhaft angesehen wurde, die sozialkritische Größe herausgefunden werden.

Zieht man umfassendere Kriterien hinzu wie Erdverträglichkeit und Demokratieverträglichkeit, dann muß man wohl für die meisten heutigen „sozialen Einrichtungen“ und „kulturellen Erfindungen“ feststellen, daß sie ihre sozialkritische Größe weit überschritten haben.

Eine erdverträgliche und ein „gutes Leben“ ermöglichende Subsistenzwirtschaft benötigt kleinräumige Strukturen, eine Nahraumwirtschaft, die lokale Ressourcen nutzen kann mit kurzen Kreisläufen von Stoffen, Energien, Geld und Informationen. Verhaltenskorrigierende Rückmeldungen und nicht marktvermittelte Austauschformen, wie Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaften, eine Produktionsweise, die ihre Nachfrage wieder abwarten kann, sind nur in kleinräumigen Strukturen realisierbar. Mit der räumlichen Ausdehnung von wirtschaftlich-politischen Einheiten wachsen die „Größengüter“ auf Kosten der „Glücksgüter“. (Vgl. hierzu Kohr 1983) Zu den verheerendsten Größengütern zählt der Verkehr. Im wiedervereinigten Deutschland hat vor allem der motorisierte Verkehr stark zugenommen, und im „Europa 93“ mit der nochmaligen Liberalisierung der freien Fahrt für freie Güter und Dienstleistungen wird allein das Verkehrswachstum zur sozialen und ökologischen Katastrophe führen.

Motorisierter Verkehr muß als Schadenskategorie eingestuft werden. Darum wäre eine der wichtigsten umweltpolitischen Einzelmaßnahmen die schrittweise angemessene Verteuerung der Energie, nicht um Prozentsätze, sondern um Faktoren. Ein wichtiger Nebeneffekt dieser Politik wäre die Stärkung regionaler Wirtschaftsräume, denn der Transport über weite Entfernungen würde sich ökonomisch nicht mehr lohnen. Das eröffnete die Chance für relativ selbständige regionale Wirtschaftsräume, die nicht mehr gezwungen wären, in einem Wettlauf ohne Sieger sich gegenseitig niederzukonkurrieren. Die Freihandelsideologie, die von dem Dogma ausgeht, jeder müsse mit der ganzen Welt in Wettstreit treten, übersieht geflissentlich, daß hierdurch auch ein systematischer Import von sozialer und ökologischer Rückständigkeit erfolgt. Internationale Wettbewerbsfähigkeit ist bis heute das Totschlagargument gegen jeden ernsthaften Versuch einer Abkehr von der herrschenden Produktionsweise. (Vgl. für eine ausführlichere Darstellung einer Blickwende hin zu einer regionalorientierten Wirtschafts- und Technologiepolitik von Gleich et al. 1992)

Eine regionalorientierte Nahraumwirtschaft eröffnet nicht nur die Chance für nichtmarktvermittelte Austauschformen, für ein Aufbrechen der zerstörerischen Wettkampfdynamik und für die Wiedergewinnung der Subsistenzfähigkeit. Sie eröffnet auch die Chance für eine Bedingung, die für ein „gutes Leben“ unverzichtbar ist: für die Wiedergewinnung der Selbstbestimmungsfähigkeit. Der Prozeß der zentralmachtorientierten Vergesellschaftung in der Moderne verlagert die „Verfügungsgewalt“ und Entscheidung für wichtige Dinge auf immer höhere Ebenen. Die zunehmende Politikverdrossenheit hat wesentlich damit zu tun, daß der „freie Bürger“ sich entmündigt fühlt, weil wichtige Entscheidungen wegwandern in das undurchschaubare Dickicht internationaler Bürokratien und Konzerne. Die heutigen Großstrukturen in Wirtschaft und Politik sind schon lange nicht mehr demokratieverträglich. Sie lassen sich auch nicht durch ausgebaute Institutionen demokratisch gestalten. Eine Wiedergewinnung der Selbstbestimmungsfähigkeit wird nur möglich sein in kleineren, überschaubaren Einheiten, in denen die Gestaltbarkeit des Lebens wieder in die Reichweite ihrer Mitglieder gebracht wird. Diese kleineren, relativ selbständigen Einheiten werden nach dem Prinzip der Subsidiarität assoziiert: Der höheren Ebene werden nur Aufgaben übertragen, die die untere nicht bewältigen kann. Die Assoziation relativ autonomer Kommunen wird die einzige Chance bieten für ein selbstbestimmtes, erdverträgliches „gutes Leben“. Das hat auch Marx einmal so gesehen, bis auch er der Faszination der Großen Industrie erlegen war, weil scheinbar nur sie den notwendigen „materiellen Reichtum“ versprach.

Literatur

Burwitz, Hiltrud, Henning Koch, Thomas Krämer-Badoni (1992): Leben ohne Auto, Neue Perspektiven für eine menschliche Stadt, Reinbek 1992

Damus, Renate (1986): Die Legende von der Systemkonkurrenz, Kapitalistische und realsozialistische Industriegesellschaft, Frankfurt/M 1986

Fromm, Erich (1976): Haben oder Sein, Stuttgart 1976

Gleich, Arnim v., Rainer Lucas, Ruggero Schleicher, Otto Ullrich (1992): Blickwende in der Technologiepolitik, Naturumgang, Bedürfnisse und räumliche Entwicklungsperspektiven der Region Bergisches Land, Opladen 1992

Gore, Al (1992): Wege zum Gleichgewicht, Ein Marshallplan für die Erde, Frankfurt/M 1992

Heinze, Rolf G., Klaus Offe (Hrsg.) (1990): Formen der Eigenarbeit, Theorie, Empirie, Vorschläge, Opladen 1990

Illich, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit, Reinbek 1982

Kohr, Leopold (1983): Die überentwickelten Nationen, Rückbesinnung auf die Region, Salzburg 1983

Lafargue, Paul (1966): Das Recht auf Faulheit, Frankfurt/M/Wien 1966

Mumford, Lewis (1977): Mythos der Maschine, Kultur, Technik und Macht, Frankfurt/M 1977

Pestalozzi, Hans A. (1989): Auf die Bäume ihr Affen, Bern 1989

Sachs, Wolfgang (Hrsg.) (1993): Wie im Westen so auf Erden, Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik, Reinbek 1993

Simon, Gabriela (1992): Mehr Genuß! Mehr Faulheit! Mehr Schlendrian! in: DIE ZEIT Nr. 42 vom 9.10.1992

Ullrich, Otto (1979): Weltniveau, In der Sackgasse des Industriesystems, Berlin 1979

Ullrich, Otto (1993): Technologie, in: Sachs 1993

Weber, Max (1965): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, München/Hamburg 1965

Weizsäcker, Ernst Ulrich von (1992): Erdpolitik, Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum Jahrhundert der Umwelt, Darmstadt 1992

Wolf, Eric R. (1986): Die Völker ohne Geschichte, Frankfurt/M; New York 1986

Etwas gekürzt erschienen in: Werner Fricke (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik 1993, Bonn 1993